

Nr. 210. Bromberg, den 14. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXIII.

Der Schlag fällt.

Fünf Tage nach dem Besuch in Hadersdorf erreichte das Frankenfieber in Wien seinen Höhepunkt. Die arme, gequälte, zertretene und ausgeraubte Stadt fieberte und zuckte, sie war ein einziger großer Spieler geworden. Nicht nur diejenigen spekulierten, die schon lange zu den Berufsspielern zählten. Alles spielte. Trotz des strengen Verbots spielten die Angestellten jeder Bank herunter bis zum Laufburschen, der hierzu die Portokasse bestahl. Und hinter ihnen schloß sich ganz Wien an. Der kleine Mann suchte sich Teilhaber und bildete Ringe. Der größere Mann verkaufte oder verpfändete, was er noch hatte. Der Straßenbahnschaffner und das Dienstmädchen spielten mit Franken, die sie nicht besaßen.

Wien setzte das Nichts, das ihm noch geblieben war, auf das Fallen der französischen Währung.

An der Spitze der ganzen Bewegung stand ein Emporkömmling, der im Krieg noch ein kleiner Handlungsreisender in Damenstrümpfen, wollenem Unterzeug und Gelegenheitsartikeln gewesen war. Ein Hasenauer mit napoleonischem Anstrich. Er hieß Jacob E. Zabel und beherrschte nun die „Vereinigte Bank A.-G.". Er hatte sich mit dreistem Wagemut und einer auch von seinen Gegnern anerkannten gewaltigen Arbeitskraft in das morsche Gebäude der österreichischen Finanz und Industrie hineingefressen wie der Bohrwurm ins Holz. Zähneknirschend mußten seine Feinde zugeben, daß etwas von einem ganz großen Mann in ihm steckte. In verzweifelter Zeit, als die Millionenstadt am Rande des Verderbens schwankte, hatte er allein es übernommen, das Rückgrat der Sicherheit der Stadt, die Polizei, die hungerte und keine Uniformen mehr hatte, zu halten. Dafür bewachte sie nun sein Haus mit einem eigenen Posten. Früher hatte der alte Kaiser solche Posten gehabt. Nun hatte sie Herr Jacob Ephraim Zabel.

Man haßte ihn. Nicht nur wie man jeden Emporkömmling aus dem Nichts haßt, sondern weil er ein Fremdkörper war. Weil er die uralte Kultur der Stadt nicht in sich trug, sie gar nicht verstand. Weil er die lässige, leichtsinnige und so entzückende Liebenswürdigkeit und die Bildung des Wieners nicht besaß. Weil er dem alten Wien einen anderen Stempel aufdrückte. Geschäft, Geschäft um jeden Preis! Alles wurde in seiner Hand zum Geschäftswert ohne Dauer, zum Spekulations-Gegenstand.

In Wernoff bäumte sich der Woltmanninstinkt gegen alles auf, was nun in Wien vorging. Er allein konnte aber nur Hasenauer vernichten, und das war auch sein Ziel. Ganz Wien konnte er nicht wachrütteln.

Doch eine andere Macht stand in Wien auf und holte zum gewaltigen Schlag aus. Die alte, erbeingesessene Rothschildgruppe, die konservativ und vorsichtig jahrzehntelang im österreichischen Finanzleben die führende Rolle gespielt hatte, entschloß sich zum großen Schnitt. Ihre Macht war grimmig bedroht. Der Selbsterhaltungstrieb schrie auf. Aber dahinter tönte die Stimme des ernsten, gediegenen Kaufmannsgeistes, der das Zersetzende und Verderbliche der neuen Verhältnisse sah. Die Wolken am Börsenhimmel ballten sich zur Entladung.

Wernoff wurde von Drahtmeldungen gejagt und jagte solche zurück. Jan wurde eine bekannte Figur im Telegraphenamt am Börsenplatz. Manchmal kam er stundenlang vom Schalter nicht weg.

Schließlich erhielt Wernoff ein langes Telegramm; er entzifferte es mit Hilfe seines Geheimkodes, warf sich in sein Auto und fuhr zur Rotschildgruppe. Er wurde vom Leiter derselben empfangen und erreichte, was tausend andere nicht erreichen konnten. Er trat in den Kreis der Wissenden ein! Es war eine gigantische Leistung eines Außenseiters. Von dem ganz Großen wurde der Amsterdamer Russe kühl empfangen. Einzelgänger waren dort nicht beliebt. Aber dieser Einzelgänger war einer der Starken. Er hämmerte sich den Weg durch die Stahlpanzer der Vorsicht, die jener um sich gelegt hatte.

Er zeigte, daß er schon sehr viel wußte, und daß ihn nur mehr eine ganz dünne Wand von der vollen Wahrheit trennte.

„Mit welchem Recht verlangen Sie die volle Wahrheit?"

Mit dem Recht dessen, der auf Ihrer Seite kämpft! Aus welchen Gründen, ist Nebensache. Ich kämpfe aber sicher dem gleichen Ziele zu. Und ob Sie es mir nun glauben oder nicht, mein Ziel heißt nicht — — Gewinn!"

Sein Gegenüber hatte schon so viel über ihn gehört, daß er geneigt war, es zu glauben.

Wernoff sah das Schwanken und zog gleichzeitig seine Brieftasche.

„Zum Beweis meiner Aufrichtigkeit bin ich bereit, eine Bürgschaftssumme zu erlegen."

Und ein Bankscheck über zehn Millionen Hollandgulden flatterte achtlos auf den Tisch.

„Was soll das bedeuten?"

„Die Summe stelle ich Ihnen bis zur nächsten Abrechnung bedingungslos zur Verfügung. Was ich von Ihnen wissen will, ist der Stichtag. Wann schlagen Sie los? Sagen Sie mir den Tag und — behalten Sie diese Summe, wenn Sie bei der Abrechnung der Ansicht sind, daß ich Ihr Vertrauen mißbraucht habe!"

Zehn Millionen Hollandgulden waren selbst für die Rothschildgruppe damals ein Posten flüssigen Geldes, der wog.

Unschlüssig fingerte die Hand den Scheck. Zehn Millionen flüssige Hollandgulden!

„Spielen wir doch mit offenen Karten! Was fürchten Sie noch?"

„Zehn Millionen Hollandgulden sind ja eine ganz schöne Summe. Aber mit der Mitteilung, die Sie verlangen, kann noch mehr gewonnen werden."

„Und meine Bank in Amsterdam ist Ihrer Vergeltung ausgeliefert! Ich weiß internationale Kräfte zu schätzen."

Sein Gegner lächelte fein.

„Sie führen eine gute Klinge, Herr Wernoff. Wir werden noch öfters zusammen arbeiten.“

Und auf dem Abreißblock zeichnete die Hand mit dem Bleistift ein Datum. — —

Wernoff nickte und ging. Er hatte nicht einmal eine Quittung über die Summe des Bankschecks verlangt.

Zwei Tage später kam er vormittags in die Bank Hasenauers.

Dort ging es zu wie toll. In dicken Reihen drängten sich die Menschen vor den Marmortischen.

Dennoch wurde Wernoff sofort in Hasenauers Zimmer geführt.

„Jetzt müßte man etwas wissen! Jetzt ist der große Augenblick da!“ rief dieser aufgeregt seinem Besucher entgegen.

„Ja, was wollen Sie denn wissen?“

„Verstellen Sie sich doch nicht! Natürlich dreht es sich um den Pariser Franken. Wird er steigen oder fallen?“

Nur sehr gut Eingeweihte konnten wissen, daß Hasenauer einen großen Gewinn schon recht nötig hatte. Aber Wernoff war sehr gut eingeweiht.

„Ich komme zufällig wegen derselben Sache! Würden Sie die Freundlichkeit haben und sofort für mich hundert Millionen Franken verkaufen! Hier ist die Deckung. Zählen Sie nach.“

Und Wernoff legte ein Bündel Banknoten auf den Tisch.

Hasenauer schnappte nach Luft. Also so stand es. In ihm jubelte es. Jetzt war er sicher. Davor verstummte jeder Zweifel.

Wenn der glänzend informierte Amsterdamer hundert Millionen verkaufte, dann wußte er etwas.

Mit zitternden Händen griff er nach den Banknoten und zählte sie.

Dann ging er zum Telephon und gab den Auftrag nach der Börse durch. Kaum war Wernoff bei der Tür draußen, ging er wieder zum Telephon und erhöhte den Auftrag auf zweihundertfünfzig Millionen. Seine Stimme zitterte so, daß sein Börsenprokurist das geheime Erkennungswort verlangte.

Aufatmend sank Hasenauer in den Stuhl zurück. Auch er konnte groß sein, nicht nur der Amsterdamer. Daß dieser selbst heute, obwohl er ganz auf der Innenseite der Sache stand, obwohl er wußte, was kommen würde, nicht spekuliert hatte, ahnte Hasenauer ja nicht.

Eine Telephonverbindung zwischen Wien und Amsterdam bestand noch nicht. Wernoff hatte seinen Privatsekretär telegraphisch nach Frankfurt a. Main kommen lassen. Dort saß dieser in einem Hotelzimmer vor einem Telephon. Im Postamt am Börsenplatze in Wien stand Jan in einer Telephonzelle und wartete auf seinen Herrn seit dem Augenblick, da dieser bei Hasenauer eingetreten war. Die dringende Verbindung mit Frankfurt bestand bereits sechszehn Minuten, als Wernoff in die Zelle trat und nur ein Wort in die Muschel sagte:

„Kaufen!“

„Jawohl, kaufen, danke!“ schallte es von Frankfurt zurück, und der Sekretär lief ins Nebenzimmer, wo ebenfalls ein Telephon hing, das bereits sieben Minuten lang mit Amsterdam verbunden war und sagte:

„Koopen!“

„Koopen — zal gebeuren! Dank U.“

„Kaufen — wird geschehen. Danke!“

Eine Minute später war der Auftrag in der Börse am Amsterdamer Damrak, und während der Prokurist Hasenauers in Wien hundert Millionen Franken verkaufte, kaufte der Prokurist der „Jhany“ in Amsterdam zur beinahe gleichen Minute ganz dieselbe Summe. Der Unterschied konnte nicht viel ausmachen. Wernoff hätte in diesem Fall ruhig das Zehnfache kaufen können. Aber er tat es nicht. Er war ja kein Spieler mehr. Sein Ziel war nicht Gewinn.

Am nächsten Morgen ging es los. Der Franken zog an.

„Vorübergehend“, tröstete sich Hasenauer und beglich die offenen Posten noch nicht. Er hätte zwar selbst diesen Verlust mit eigenem Geld nicht mehr decken können, aber das waren Erwägungen, über die er hinaus war.

Am Mittag wurde ihm der volle Umfang der Katastrophe klar.

Barhäuptig lief er zur Börse. Mit den Fäusten bahnte er sich einen Weg durch die wogende Menge. Im Börsensaal kochte eine heiserschreiende, gestikulierende Sturmflut ruinierter Leute. Als er eintrat, hörte er gerade, wie einer einem anderen beim Vorbeilaufen zurief:

„Der Baumann hat sich erschossen!“

Nach einer halben Stunde wankte er in sein Bureau zurück. Er war völlig fertig. Diesen Verlust konnte er nicht einmal mehr mit fremdem Geld decken.

Starrenden Blicks saß er vor seinem Schreibtisch. Er sah nichts, aber sein Gehirn arbeitete mit Überdruck. Da durchzuckte ihn ein Gedanke. Er rief das Hotel an, wo Wernoff wohnte. Der mußte ihm helfen.

Gleich darauf hörte er dessen Stimme:

„Hier Wernoff — wer dort?“

Mit fliegender Hast ersuchte er ihn um Hilfe.

„Vorübergehende Krisis — — — als Deckung das Bankhaus . . .!“

Die Worte überstürzten sich.

Wernoff ließ ihn ausreden. Dann sagte er kühl:

„Ich bedauere, Herr Hasenauer, aber es widerspricht meinen Plänen, Ihnen Geld zu borgen.“

Was buchstäblich wahr war.

Hasenauer ließ den Hörer fallen.

Es war aus.

Aus mit ihm. Morgen drohte ihm der Staatsanwalt!

Langsam — wie träumend — zog seine Hand die rechte Schreibtischlade auf. Dort lag seine Steyrpistole, die er noch im Kriege benutzt hatte.

Da fiel sein fiebernder Blick auf einen weißen Briefumschlag, der mitten auf seinem Schreibtisch lag.

Gott im Himmel! Was war denn das? Gab es heute noch Leute, die schlechte Witze machen konnten? In großen, klaren Buchstaben stand auf dem Umschlag:

Herrn Freddy Hasenauer

Leutnant im III. Husarenregiment

Dringend. **Durch Boten.**

Wer hatte die unendliche Geschmacklosigkeit, ihm heute einen Brief zu senden, der so außer jeden Verband mit den geänderten Zeiten stand? Freddy! Freddy Hasenauer! Leutnant der dritten Husaren! Und doch — — — es lag eine höhnische Drohung in dem Unfug. Heute, am Tage seiner tiefsten Erniedrigung, kam solch ein Brief! Wer schrieb ihm so, und was wollte er?

Scheu griff er nach dem Umschlag und riß ihn auf.

Ein vergilbter, zerknitterter Brief fiel heraus, und verständnislos las er:

„Mein Innigstgeliebter!

Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche Freude mir dein letzter Brief gemacht hat. Ich kann es in Worten nicht schildern. Ich müßte in den Sternen greifen, um mein Glück zu beschreiben — — —“

Was sollte das bedeuten? — Wo hatte er doch diesen Brief schon gelesen? — Die Schattenschwingen eisiger Furcht legten sich auf seine zerrüttete Seele. Er fühlte die geheimnisvolle Warnung vor noch größerem Unheil.

Er zermartete sein Gehirn. Er wußte, dieses Blatt hatte er schon einmal in der Hand gehabt. An einem Wendepunkt seines Lebens! Wann war es doch gewesen?

Dann heulte er auf. Er schrie das Wort heraus, er brüllte es wie ein angeschossenes Tier. Wären die wohlgepolsterten Doppeltüren nicht gewesen, die sein Zimmer vor Lauschern beschützten, wäre die ganze Bank zusammengelaufen.

So brüllte er den Namen — — — „Woltmann!“

Standen die Toten wieder auf? Kam die Strafe, die Rache aus dem Jenseits schon?

Seine Finger umspannten den Griff der Pistole, und während des Bruchteils der Sekunde, da die Kugel den Lauf verließ und sein Gehirn zerriß, kam ihm die Erkenntnis:

Wernoff war — — — —

Und über tausende weißglühende, zersplitternde Sterne, über ein Feuerwerk von blutig verzischenden Sonnen legte sich Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter des „Heliand".

Von Karl Theodor Strasser.

Der Verfasser läßt demnächst bei der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg ein neues Werk erscheinen: „Nordgermanen" und rundet damit seine schon erschienenen Arbeiten „Wickinger und Normannen" und „Sachsen und Angelsachsen" zu einer der gesamten germanischen Welt gewidmeten Trilogie ab. Aus dem letzten Werk entnehmen wir den folgenden interessanten Auszug.

Die hohe Schule für den neuen Geist Niedersachsens im 9. Jahrhundert wurde das Benediktinerkloster Corvey an der Weser. Es war zuerst 816 im Solling am Fuße des Moosbergs von sächsischen Jünglingen aus Corbie an der Somme gegründet. König Pippins Bruder Bernhard hatte von seiner sächsischen Gemahlin zwei Söhne, Adalhard und Wala. Sie wurden als Mönche mit andern Sachsenknaben zunächst in Corbie vorgebildet, dann aber auf den Königshof Höxter verpflanzt. Von hier zog auch Ansgar hinaus, hier schrieb nach 874 Agius das Leben seiner Schwester Hathumoth, der ersten Äbtissin von Gandersheim. Vielleicht war es jener Poeta Saxo, der Einharts Jahrbücher und das Leben Karls in Verse setzte. Noch viel später schreibt hier der berühmte Widukind seine sächsische Nationalgeschichte. Hunderte von Höfen in Westfalen, Engern und Ostfalen wurden dem Kloster dienst- oder zinspflichtig.

Hier hat auch der Dichter des „Heliand" jenes nordisch-bewegten, ganz unromanischen, disharmonischen Jesuslebens eine Zeitlang gelebt. Vielleicht lernte er hier Lesen und Schreiben; denn vor 820/1 ist sein Werk nicht beendet. Nach der lateinischen Vorrede war der Verfasser schon vorher als Dichter bekannt. Ludwig soll ihn mit der Verdeutschung der Bibel beauftragt haben.

Den Heiland in den germanischen Menschengarten hineinzustellen — der Helianddichter hat es vermocht. Im Stil seiner Zeit ward ihm Christus zum gewaltigen Volkskönig. Umgeben von seinen Helden, den Jüngern, zieht er von Burg zu Burg, von Saal zu Saal, richtend und ratend, zu heilen und zu helfen, endlich im Kampfe für die Seinen zu sterben, wie so mancher alte Recke aus dem „Widsith" und „Beowulf", sich darüber hinaus aber in der Auferstehung zum erhabensten Siege über diese Welt zu erheben. So sind auch nach altsächsischer Art ihm die Gefolgsamen hold und treu. Müssen sie quellengemäß bei der Gefangennahme fliehen, so verteidigt der Dichter sie gegen den Vorwurf der Feigheit und Untreue: notwendig mußten ja die alten Weissagungen sich erfüllen, das wußten die Alten schon aus der „Edda". Am schwersten wird es ihm, den Petrus von dem Makel der Verleugnung reinzuwaschen.

Bei dem Gegensatz zwischen germanischer und christlicher Sittlichkeit war der Vorwurf des Helianddichters kein leichter. Mit viel Zartgefühl verschweigt er, daß Jesus auf einem Esel ritt (es war in Sachsen die schlimmste Schande) und verwandelte das Kreuz in einen Galgen. Den Nackttanz der Herodas und alle rein jüdischen Sitten stellt er ausdrücklich als solche hin. So baut er Brücken. Wo aber irgend möglich, bannt er das ganze Jesus-Leben in niedersächsischer Anschauung hinein. Damit schliff er sein Werk zum Spiegel der Zeit. Da ist wie in der Völkerwanderung der Fürst vor allem Verschenker der Ringe, ein Kleinodspender, Volkskönig oder Leutewart, der Munt- und Gefolgsherr. Die Vasallen heißen ihm Ringfreunde, die Schriftgelehrten wie im alten Island Gesetzessprecher. Hohe hornbehangene Säle müssen auch die alten Sachsen gekannt haben; denn so heißen die Bauten Jerusalems, die Häuser stehen daneben als Halle oder Gästesaal. Und die Hirten auf dem Felde sind Rossehüter, der Engel erscheint ihnen im Schwanengewand einer Walküre, und der Teufel trägt eine Tarnkappe. Gehörnt, geschnäbelt und genagelt sind die Schiffe. Mit packender Kraft bezwingt der Dichter den Sturm: „Da begann des Wetters Kraft: Im Wirbelwinde stiegen die Wogen, Nacht schwang schwarz sich herab, die See kam in Aufruhr, Wind und Wasser kämpften. Angst erwuchs den Leuten, da das Meer so mutig ward. Der Männer versah sich keiner längeres Lebens."

Trägt so die Außenwelt kräftig altsächsische Farben, so schwebt über dem Innern altnordischer Glaube nur wie ein Hauch. Noch gibt es einen Helweg wie im eddischen Liede von „Brynhilds Helfahrt", noch einen Weltbrand wie im „Muspilli", und der Tod ist behaftet mit dem Namen der Norne Wurd. Noch gibt es Wichte und Riesenwerk — und Gott selbst webt in den Hintergedanken als Norne, als das zugemessene Verhängnis.

Ob der Schöpfer der formsprengenden Stabreimlangwellen des „Heliand" auch jene Bruchstücke einer altsächsischen „Genesis" verfaßte, ist zweifelhaft. Seine Dichtung ist ein Zeichen sächsischer Kraft — haben doch die katholisierten Süddeutschen in den dreihundert Jahren seit ihrer Bekehrung keinen einzigen Beweis einer so tiefen Aneignung oder so starken Dichtung aufgebracht, wie das noch frischdurchblutete Sachsen. Eng ist der Zusammenhang mit der altenglischen Bibeldichtung, wie jene zahlreichen Glaubensboten sie seit mindestens einem Jahrhundert mit über die Nordsee brachten. Bittet doch Wynfrieth in Briefen wiederholt um angelsächsische Bücher. Die Gattung des biblischen Epos war drüben bereits geformt, jene heldische Panzerung der Sprache fand unser Dichter in vollem Glanze bei den Stabreimepikern der Insel. Der Heiland suchte also seine Vorbilder im verwandten Anglaland, aber er schuf als Ganzes doch die Krone dieser Bibeldichtungen. Ebenso bedeutsam ist dann, daß eine „Jüngere Genesis B" in Altengland später durch das verlorene Alte Testament unseres Heliand-dichters befruchtet wurde. So erglänzt der „Heliand" wie einsames Gestirn über dem neunten Jahrhundert und läßt für Augenblicke vergessen, wie zerrüttet die Zeit war.

Begegnung.

Skizze von **Lily Biermer**-Wiesbaden.

Die beiden Freundinnen saßen auf der Wiese. In einer Mulde versteckt lag das Haus hinter einer kleinen Bodenwelle. Man sah nur Schornstein und Dachfirst, dahinter stiegen Tannenwipfel in den Himmel hinauf, und Tannenstämme umsäumten die Halde, die mit sanfter Schwingung zur Talsohle abfiel. Da unten spielten die Kinder am Bach. Ab und an klangen ihre hellen Schreie zu den Sitzenden hinauf. Es war Hochsommer, die Zeit summender Bienen und stark duftenden Heus. Stille und Frieden atmete das weite Tal.

Da kam ein Mann über die Wiesen gegangen, barhäuptig und sonnverbrannt. Er war nicht mehr ganz jung, das Haar schimmerte silbrig an den Schläfen. Er ging mit schweren, gewichtigen Schritten. Gerda sah ihn zuerst und flüsterte halblaut: „Da kommt jemand." Die Freundin warf den Kopf herum, erblickte den Fremden — saß, starrte und verfärbte sich plötzlich. Ihre Hände lagen leblos im Schoß. Das war wohl ein Traum? Nein, kein Traum: Sie konnte aufstehen, dem Nahenden ein paar Schritte entgegengehen und die Hand ausstrecken. Sie wollte auch ein Wort der Begrüßung sagen, doch die Stimme gehorchte ihr nicht. So blieb die Begrüßung stumm, ein schwacher Händedruck nur, bei dem sie sich nicht anzusehen wagten. An dieser selben Stelle hatten sie sich schon einmal gegenübergestanden, in einem Winter bei Dunkelheit und tauendem Schnee. Das war lange her. Sie hob den Kopf und begegnete seinen Augen, darin stand es zu lesen: Er hatte den gleichen Gedanken gehabt. Dann lächelten sie beide förmlich, und Anne führte ihn zu ihrem Sitzplatz. „Dies hier ist Gregor", sagte sie, „und das ist meine Freundin Gerda. Wir wollen keine großen Umstände machen."

Sie saßen zu dritt im Grase und blickten ins Tal hinab, Anne und Gregor saßen beklommen, Gerda zutiefst erschrocken: Das also war der Mann, den sie aus Erzählungen und halben Andeutungen kannte! Jetzt, da sie ihn gesehen, verstand sie manches, was bisher dunkel und unbegreiflich gewesen war.

Gregor begann zu sprechen: „Du hast zwei hübsche Knaben, Anne . . ."

Sie unterbrach ihn scherzend: „Du irrst dich, das Mädelchen gehört mir."

Aber er schüttelte ablehnend den Kopf. „Sehr mich nicht deine Kinder kennen! Die beiden Buben sind so unverkennbar deine Kinder, daß ich sie unter einem Dutzend herausfinden würde." Er machte eine Pause und fuhr wie im Selbstgespräch fort: „Dein Mann muß blond sein und blauäugig, denn woher sollte sonst der Kleine die hellen Augen haben? Das schwarze Haar aber hat er von dir. Und der Ältere hat ein Grübchen im Kinn, wohl auch ein Erbteil des Vaters —"

Sie unterbrach ihn angstvoll: „Gregor — ich bitte dich! Woher weißt du das alles?"

„Ich habe nur den Kindern zugesehen, sie spielten hier auf der Wiese. Es war eine ganze Schar, wohl Zuzug aus dem Dorf." Er lachte in der Erinnerung und riß einen stehengebliebenen Grashalm aus, steckte ihn zwischen die Zähne. „Ihr habt wohl während der letzten Jahre nicht in Europa gelebt, sondern irgendwo in südlichen Ländern. In Indien vielleicht oder in Südamerika. Stimmt das vielleicht?"

Ja, es stimmte. Südamerika. Aber daß er es wußte, ging nicht mit rechten Dingen zu Es war Hexerei mit im Spiele.

„Nein", widersprach er sehr langsam, „keine Hexerei. Man wird nicht hellsichtig durch Hexenkunststücke." Dann brach er ab und sah e nem Hühnerhabicht nach, der über dem jenseitigen Höhenrücken entschwand. Gerda suchte nach einem Vorwand, um sich zu entfernen. Ein heftiges Geschrei der Kinder kam ihr zu Hilfe, sie lärmten laut und man erkannte aus der Ferne, daß sie sich balgten. „Entschuldigt mich einen Augenblick." Damit stand sie auf und ging. Der Augenblick würde lange dauern.

Die Zurückbleibenden sahen ihr nach, die langsam über die abgemähten Wiesen schritt. „Sie ist schön — deine Freundin", sagte Gregor halblaut. „Ich möchte euch einmal zusammen über die Wiesen gehen sehen — ihr Blond und dein Schwarz nebeneinander. Es müßte ein hübscher Anblick sein."

„Du bist galant geworden", spottete sie. Konnte man denn noch von Schwarz sprechen, wenn sich soviel Grau in das Dunkel mischte?

Er wandte den Blick zu ihr und betrachtete prüfend ihr Haar. Als der Blick endlos währte, warf sie den Kopf herum und sah ihm fest in die Augen: graue Augen, mit einigen grünen Sprenkeln darin. Er hielt dem Blick nicht stand, nur einmal zuckte seine Hand, als wollte sie nach der ihren greifen. Aber es hatte sich wohl mancherlei geändert in der Zwischenzeit, er konnte jetzt nicht mehr so einfach nach ihrer Hand greifen. Eine Mauer war da. Aus fünfzehn langen Jahren aufgetürmt. — —

Anne war ins Haus gegangen und kehrte mit Heidelbeerschüsseln zurück. Die Mauer stürzte mit lautlosem Schlag in sich zusammen. Da kam sie wieder über die Wiese, braunverbrannt und zart wie ehemals: Junges Mädchen mit dem schmalen Körper des Knaben. Auch das war schon gewesen, daß sie ihm entgegenlächelte über einem Tablett mit Schalen und frischer Milch. Wann war es gleich? Gestern doch wohl? So wurden fünfzehn Jahre zu einem Tag.

Nein, es hatte sich nichts geändert. Es waren sogar die gleichen Scherzworte, mit denen er seine Schale entgegennahm. Anne erkannte sie wohl, und ihr Lächeln wurde deutlicher. Dann saßen sie nebeneinander und löffelten die Heidelbeeren. Anne fragte: „Was hast du getrieben in all der Zeit? Woher konntest du wissen, daß ich hier bin in diesem Sommer?"

Ja — was hat er getrieben? Alltägliches Zeug. Manchmal kam er hierher, im Sommer oder auch zur Winterszeit. Und gestern, da sah er mit einmal geöffnete Fensterläden und Rauch über dem Kamin. Und so war er heute gekommen. Er bereute es nicht. Er hatte gesehen, daß er noch nicht vergessen war und das . . . Nein, genug. Er brach ab.

Sie wandte den Blick der Landschaft zu. „Nein, man vergißt dich nicht", sagte sie leise. „So wenig, wie man den Frieden dieses Tales vergißt oder den sanften Schwung jener Bergkette, so wenig, wie man den Duft des Heus je vergessen kann oder die glitzernde Einsamkeit verschneiter Tannenwälder." Mehr sagte sie nicht, aber vielleicht war das genug, wenn man bald anderthalb Jahrzehnte lang am Äquator gelebt hatte. Eine Hummel flog vorüber, und ihr Summen fiel in das Schweigen der Menschen. „Bist du glücklich geworden, Anne?" fragte er.

„Es gibt überall nur den Alltag", war ihre Antwort. „Aber da sind die Kinder, und ich habe mich manches Mal gefragt, ob ich wohl wünsche, daß es deine Kinder seien. Aber Gregor — wäre das die Erfüllung gewesen — oder das Glück?"

Ja, da hatte sie die Antwort gegeben auf seine geheimsten Gedanken, und sie hatte recht. Er konnte jetzt gehen, alles war in bester Ordnung. Er stand auf, Anne erhob sich ebenfalls. Sie reichten sich die Hände, dann ging er fort, über die Wiesen und verschwand zwischen harzduftenden Tannenstämmen. Die Stille breitete sich wieder aus über Berge und Tal. —

Gerda kam zurück und fragte nach Gregor: „Wo ist er geblieben?"

„Er ist fortgegangen", sagte Anne. „Vielleicht war es nur ein Traum."



Ein mißglücktes Brutgeschäft.

Der englische Schriftsteller Stephen Leacock hat von seinen Reisen in Rußland eine reizende Anekdote mitgebracht, die gleichzeitig charakteristisch ist für die Absicht der russischen Behörden, alles und jedes erzwingen zu wollen. Zum Fünfjahresplan gehört auch u. a. die Förderung der Hühnerzucht. Deshalb bestellten die Sowjets bei einem kanadischen Ingenieur einen riesigen Brutapparat, den der Erfinder selber in Rußland aufbaute und so tadellos in Schuß brachte, daß er aus 50 000 Eiern nicht weniger als 49 700 Küken erzielte. Der russische Aufseher, der nach der Abreise des kanadischen Ingenieurs die Bedienung der Brutmaschine übernommen hatte, war von dem Ehrgeiz beseelt, vielleicht lag auch höhere Anweisung vor, noch mehr Küken zu erhalten. Es wurden also abermals 50 000 Eier in den Apparat getan und die Temperatur erheblich erhöht. Das Ergebnis bestand in 50 000 steinhart gekochten Eiern.



Der grobe Forscher.

Reinhold Forster, welcher mit Cook die zweite Reise um die Welt gemacht, wurde von Friedrich zum Professor in Halle ernannt.

Bei einer späteren Vorstellung unterhielt sich der König mit Forster über dessen Reisen. Dabei fragte er:

„Wieviel Könige hat er denn unterwegs gesehen?"

„Eure Majestät", erwiderte Forster. „5 wilde und 2 zahme."

„Er ist ja ein grundgelehrter, aber erzgrober Kerl", sagte Friedrich.

Der Feind.

Der General v. Woberznow war beim Alten Fritz in Ungnade gefallen. Alle Versuche der Freunde, den König zu besänftigen, waren vergeblich.

Da begegnete eines Tages der General dem König. Er blieb stehen und grüßte ehrerbietig. Doch der Alte Fritz drehte ihm schroff den Rücken zu.

„Ich sehe mit Freuden", sagte der General v. Woberznow, „daß Eure Majestät aufgehört haben, mein Feind zu sein."

„Was will Er damit sagen?" fragte der Alte Fritz barsch.

„Denn Eure Majestät haben noch nie einem Feinde den Rücken gekehrt."

Dies nette Wort wirkte. Der General wurde wieder in Gnaden aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.